

Halleische Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Montag 16. März 1896.

Berliner Bureau: Berlin SW, Bernburgerstraße 8

Deutsches Reich.

\* Der Kaiser beschickte Sonnabend bei den in Berlin garnisonirenden Garde-Kavallerie-Regimentern das Offiziers-Meinen und nahm später das Frühstück im Kreise des Offiziers-

\* Das letzte Kriegsspiel hielt der Kaiser Sonnabend Abend vor seiner Winterreise ab. Das Kriegsspiel ist bekanntlich eine Art von militärischer Übung, die mit genau nachgebildeten Soldatenfiguren aller Waffengattungen auf plastischen Plänen eines geeigneten Feldzugs- oder Operationsgebietes abgehalten werden.

\* Man berichtet aus Wiesl: Die Stadtverordneten-Versammlung beschloß, dem Kaiser und der Kaiserin anlässlich der bevorstehenden Anwesenheit der Majestät zur Einweihung des Domes ein Festmahl im großen Saale des altberühmten Rathhauses darzubieten.

\* Abermals räumt man sich in Berliner politischen und parlamentarischen Kreisen allerlei Gerüchte über die nächsten Wahlen im Reichstagsparlament zu und weiß sich sogar zu erheben, daß im Herbst der Reichstag frühzeitig zur Berathung einer großen Flottenvorlage zum Landtage werde und daß, falls die Forderungen der Reichsregierung der Ablehnung verfallen und der Reichstag aufgelöst würde, dann Fürst Hohenlohe zurücktreten werde.

\* Der deutsche Reichstag in Wien traf zu Gedenken an die Kaiserin Elisabeth eine Resolution an die Kaiserin Maria Theresia und an die Kaiserin Maria Josephe vorzutreten.

\* Die „Samb. Nachr.“ melden aus Berlin: Die Mitteilung von einer Aufzeichnung des österreichischen Ministers Grafen Goluchowski durch einen preussischen Offizier bewirkt auf Erfindung.

\* In dem Berliner Christlich-sozialen Jugendbund ist kürzlich ein Vortrag gehalten worden, den wir hier kurz berichten wollen. Der Vortrag betraf die christlich-sozialen Jugendbünde in Preußen, die in manchen Städten nicht richtig sind. Wenn es da u. A. heißt, daß auf dem in nächster Zeit abzuhaltenden christlich-sozialen Parteitag für den Nordosten die Landfrage erörtert werden würde, so sollte das eben nur einen Wunsch bedeuten, vor dessen Verwirklichung wir dringend mahnen möchten.

\* Wie es in den Wald schallt, so schallt es wieder heraus, das, was wir als die nächste Folge der Gründung des neuen Reichs der Wärsenente voraussetzen, die Verschärfung des Gegensatzes zwischen Industrie, Handel und Landwirtschaft, ist eingetreten, und scharfe Hiebe fallen auf den Schick des Hamburgerischen Unternehmens. Und wenn angesichts der empörenden, die Landwirtschaft aufs Höchste beleedigenden Aeuern, welche auf der konstituierenden Versammlung gehalten wurden, wo man sich Injurien leistete, die jedem ehrlichen Landwirth die Kränze des Jornes in die Wangen treten müßten, in einer Zukunft an die Corresp. des Bundes der Landwirthschaft der Reichstag gemacht wird, den „Schugverband“ zu nennen, wer sollte das Gefühl, aus dem heraus derartig geschrieben wird, nicht vertheilen können. Als die Industrie in Voth nur am Ende des letzten Jahres des Jahres, als Fürst Bismarck sich Angeheißt dieser traurigen Thatsache vom freihändler zum nationalen Wirthschaftspolitiker fortentwickelte, da schrie das Manches, daß der „Brinow“ zu Liebe, an dem es einmal hängt, was an einem Strich, und von dem es nicht loskommen kann, über Lebergriffe der „Solowitzer“ und „Ausbeutung“ der Massen. Prognostisch Jahre fast keine Zeit zurück. Die Schulpolitik von 1879 hat eine nationale Wirthschaft erst ermöglicht, und jetzt möchten die Herren von der Manchesdemokratie plötzlich wieder den alten Streit anfangen dort, wo sie ihn damals liegen lassen mußten. Wir unterwerfen können es nur von neuem wiederholen: Wir sehen der Agitation dieses Bundes sehr kühl entgegen; denn die Position des Gegners ist so ungünstig wie möglich. Die Zukunft gehört nicht dem vollendeten Widerstand in der Handelsorganisation, wie sie heute noch besteht, sondern einer rationellen Organisation, bei der nicht Produktion und Konsumtion auf gemeinsame Kosten ein Meer von Distributoren unterworfen müssen, die ihre Kraft wirthschaftlich zweckmäßiger verwenden können. Mögen immerhin die Herren vom Schugbunde so thun, als verträten sie den wirthschaftlichen Fortschritt, in Wirklichkeit vertreten sie eine absterbende Organisation.

\* Die „Samb. Nachr.“ weisen an der Hand der Berichte

über den Verlauf der Beratungen in der Zuckersteuerkommission auf den auffälligen Umstand hin, daß sich die Opposition gegen jedwede gelegerliche Maßregel, welche im Interesse notleidender Gebiete unteres heimischen Erwerbslebens geplant wird, in ihrer Ablehnung gegen die Landwirtschaft Eins mischen darf mit einem sehr großen Theil unerer Bureaukratie.

Dieser kann oder will es nicht begreifen, daß Staaten, deren Organismus auf der Landwirtschaft als Fundament aufgebaut ist, diesen Produktionsstand auch seiner Bedeutung gemäß behandeln und pflegen müssen nicht aus agrarischer Rücksicht, sondern weil für eigenes Wohl und Reichthum die Landwirtschaft die in burokratischen Kreisen herrschende Ablehnung, um nicht zu jenen Feindlichkeiten gegen den landwirtschaftlichen Berufsstand finden bei den Verhandlungen der Zuckersteuerkommission einen prägnanten Ausdruck in einer auf die Spitze getriebenen Feindschaft, welche bezüglich der Rübenzuckerbatterie eine Million oder zwei market und freilich, wo doch das Schicksal des einzigen Zweiges unserer Landwirtschaft, der noch einigermaßen lobend betrachtet werden kann, auf dem Spiele steht. Wenn die Rüben nicht in solcher Höhe kultivirt werden, daß sie dem deutschen Zuckerproduzenten gegebenfalls auch als Kampfmittel gegenüber der Konkurrenz auf dem Weltmarkt dienen können, dann sind sie in der Hauptfache verfehlt; dann wäre es besser, man ließe die Sache überhaupt fallen. Das Uebelste wäre, wenn ein Laster zu Stande gebracht würde, welches der Landwirtschaft nicht nur, auf den obersten Wohl die Gegner der Landwirtschaft immer wieder hinweisen würden als auf eine Maßregel, die zum Besten der Landwirtschaft getroffen worden sei und daher auch zu ihrem Besten wirken müßte. Schon um dieser Willen von vornherein entgegenzutreten, müßten die Freunde der Landwirtschaft im Reichstage mit allem Nachdruck gegen jene bureaukratisch-fiskalischen Bestrebungen sich zur Wehr setzen.

\* Wohin soll das führen? Der demokratische Berliner „Volkszeitung“ hatte Herr Pastor Dufour: Schwerinburg eine Mißtheilung aus Anklam in Formern zur Veröffentlichung angefordert, in der erzählt wurde, daß der Administrator eines Gutes einen „bejahrten“ Kulishten mit der Reichspolizei gemißhandelt habe. Als Schlussfolgerung war hinzugefügt:

„Es mag bekannt werden, welches unheimliche Behandlung die Leute an dem Lande, besonders die alten und gebrechlichen, die nicht mehr weitergehen können, in unseren Tagen zuweilen ausgesetzt sind, nachdem sie in jüngeren Jahren gegen einen geringen Lohn ihren besten Fleiß für den Staat geopfert haben.“

Die Absicht, zu generalisiren und gegen die ländlichen Grundbesitzer zu gehen, geht aus diesen Sagen klar hervor. Wie verwerflich das ist, braucht nicht besonders betont zu werden; in unserer heutigen Zeit sollte man sich vor bearbeiteten Heereien doppelt hüten, denn sie kommen am letzten Ende nur der Sozialdemokratie zu Gute. Daß jeder Uebergriff, jede Mißhandlung Untergebener von uns wie von allen geistlichen Menschen auf das Schärfste verurtheilt wird, ist selbstverständlich; aber zum Glück handelt es sich bei dem vorliegenden Falle um ein Missgeschick, deren Abstellung am besten durch Einmischung in anderer Kreise möglich ist. In dem vorliegenden Falle aber hat Herr Pastor Dufour nicht nur übertrieben, sondern auch geradezu Unrichtiges mitgetheilt. Durch gerichtliche Vernehmung ist nämlich festgestellt, daß der „bejahrte“ Kulishten erst fünfundsiebzig Jahre alt ist, und daß von den Schlägen mit der Reichspolizei, die ihm von dem Administrator zugebracht waren, nur zwei getroffen haben. Weshalb nicht Acht fällt durch diese Gerichtsverhandlung auf die oben abgedruckte Schlussbemerkung des Herrn Pastor Dufour!

Parlamentarisches.

Die Wirthschaftliche Vereinigung des Reichstages hat am Sonnabend den Antrag der Demokratischen angenommen: „Der Reichstag solle beschließen, zu erklären, daß das Schwanken des Wechselkurses der beiden Reichsmünzen seit der französischen Doppelvermehrung im Jahre 1873 sich als eine Schädigung der Interessen Deutschlands erweisen hat. Der Reichstag fordert die verbündeten Regierungen auf, alles, was in ihren Kräfte steht, zu thun, um durch ein internationales Uebereinkommen ein festes Wechselverhältnis zwischen Silber und Gold herzustellen und zu sichern.“

Der Antrag wegen Verlesung des Zollvertrages für Österreich und Mühlensabrikate, dessen Einbringung wir am Sonnabend telegraphisch meldeten, lautet:

§ 1. Bei der Einfuhr der unter Nr. 2 des Zolltarifs aufgeführten Waaren (Getreide) und der daraus bezugelichten unter Nr. 26 u. 2 des Zolltarifs genannten Mühlensabrikate — welche zum Abzug in der Zolltarifbestimmung sind — findet eine Creditirung des Besses vom 1. Juli 1896 ab nicht mehr statt.

§ 2. Sollen die im § 1 bezüglichen Waaren an der Grenze in den freien Verkehr treten, so ist der Zoll nach anderer Anordnung des Bundesrats im Anschluss an die Eingangserhebung zu entrichten.

Sollen die Waaren unvollständig zum Grenzpostamt auf ein zur Zolltarifbestimmung bezugelichtes Amt im Innern abgelassen werden, so sind dieselben in der Regel binnen längstens 14 Tagen zur Schlussabfertigung zu stellen und zu verzollen. Diese Frist kann ausnahmsweise verlängert werden, sofern sich deren Unzulänglichkeit voraussichtlich zeigt, oder Naturereignisse oder Unglücksfälle während des Transportes diesen verzögern.

§ 3. Wenn Waaren der in Nr. 2 des Zolltarifs aufgeführten Art zum Abzuge entweder in der Zolltarifbestimmung oder in der Zolltarifbestimmung und demgemäß zunächst in ein gemischtes Getreideverzeihnis (§ 7 Biffer 1 Absatz 3 und 4 des Zolltarifgesetzes) gelangen, so sind die Zollbeträge für die demnach in den freien Verkehr getretenen Waaren vom Tage der ersten Abfertigung zu einem festeren Lager — bis zum Tage der Zollzahlung mit 4 Prozent zu verfahren.

§ 4. Diejenigen Zollbeträge, welche Mühlens- oder Mälzereibehälter, denen gemäß § 7 Biffer 8 Absatz 1 des Zolltarifgesetzes ein

Hollstein bewilligt ist, auf Grund der Contoabrechnungen zu zahlen haben, sind vom Tage der Abfertigung der vollständigen Contoabrechnung zum Conto bis zum Tage der Zollzahlung mit 4 Prozent zu verzinsen.

§ 5. Die in den Ausführungs-Bestimmungen zum Zolltarifgesetz vom 14. April 1894 unter Biffer 8 vom Bundesrat getroffenen Bestimmungen, wonach Einfuhrzölle erst nach Ablauf einer Frist von 4 Monaten vom Tage der Ausstellung an gerechnet auf Zolltarif für Waaren der in der Anlage bezeichneten Art statt derer Zahlung in Anrechnung zu bringen sind, ist dahin abzuändern, daß die Einfuhrzölle erst nach ihrer Ausstellung, welche bei der Ausfuhrabfertigung erfolgt, zur Berechnung auch solcher Zolltarife in Anrechnung gebracht werden können.

Ceteris.

Die Heimkehr des Grafen Soluchowski hatte außer den bekannten insipiditen Rundgebungen bisher keineswegs weitere Ausläufer über seinen Verbleib im Gefolge. Es verlautet nur, der Graf sei in bester Stimmung nach Wien zu rückgekehrt und von den Ergebnissen des Berliner Besuchs vollstän dig befriedigt.

Italien.

Das Anmeldebüro erzeugt insofern Anstoß, weil die Minister der Auswärtigen in Syrien und Libanien fest zugehörig erschienen als die unter Polizeiaufsicht verbleibende verurtheilte Gefangene.

Frankreich.

Internationale Eisenbahnkongress. In Paris hat heute der französische Minister der öffentlichen Arbeiten den bestärkenden internationalen Eisenbahnkongress eröffnet, bei dem alle der Berner Konvention beigetretenen Mächte vertreten sein werden.

Die Auslieferung des Panama-Schindlers Cornelius Herz

noch noch auf sich warten lassen. Der Auslieferungrichter Sir John Bridge sollte sich dieser Tage nach Brighton begeben und endlich die allmählich langweilig gewordene Sache zum Abschluss bringen. Der Antrag des Beschuldigten, Sir George Lewis, ist aber dem Minister des Innern vorstellig geworden, daß die Gesundheit seines Klienten solchen richterlichen Besuch nicht ertragen könne. Deshalb wird der belangte Heimlichkeitsfall nachmals von Amts wegen unter sucht werden. Mittelmäßig wird aber der große Verkehr nach Frankreich ausgeliefert werden. Das wird sich noch lange hinziehen, trotz des eigens auf Paris konfirirten Auslieferungsbefehls.

England.

Ueber das Ergebnis der am 1.13. Dezember 1894 eingeführten Reform der Veronentaxen, die aus einer Mischung von Zonen- und Stofftarif besteht, liegen die ersten amtlichen Mittheilungen in der Handels- und Industriezeitung des russischen Finanzministeriums vor, zunächst nur für die ersten sechs Monate. Zur Beurtheilung der Fragen, ob die Reife der Reformen gelingen ist und wie sich die Einnahmen gehalten haben, liefert das dargebotene Zahlenmaterial noch keinen sicheren Anhalt. Ein Rückgang in der Anzahl der verkauften Fabrikaten von 2244219 im ersten Halbjahr 1894 auf 2231441 im gleichen Zeitraum des Jahres 1893 erklärt sich daraus, daß von dem in der 3. Abtheilung des Zolltarifs enthaltenen Freieisen, welches bisherig von Stahl zu Stahl gefertigt wurde, während es jetzt theilhaft ist, die Fabrikate sofort für die ganze Reihe zu entnehmen, weil mit deren Länge die zu zahlenden Einheitspreise geringer werden. Es kann somit aus diesem Rückgang nicht auf eine Abnahme der Gesamtsumme der Einnahmen geschlossen werden. Das wird bestätigt durch die Anwachsen der Einnahmen von 21887978 Rubel im ersten Halbjahr 1894 auf 24102791 Rubel im gleichen Zeitraum des Jahres 1895.

Deutscher Reichstag.

60. Sitzung vom 14. März 1896.

Die Beratung des Kolonial-Gesetzes wird fortgesetzt. Direktor Kayser: Wäre Alles so, wie es Bebel gefordert hat, gestellt hat, so hätte ja sofort die Staatsanwaltschaft gegen Peters einschreiten müssen. Ich habe gegen hauptsächlich die Angriffe Peters auf die Regierung zurückweisen wollen. Auch früheren Bezeugungsvernehmungen ist eine doppelte Schuld des Herrn Peters nicht nachweisbar. Bebel hat geteilt allerdings neue Anklagen vorgebracht aber ein Theil seiner Aussagen ist von uns schon da als vorgetragen worden, und es haben nichts aus eigener Wissenschaft bekräftigen können. Als Hauptpunkt liegt der Brief Peters an den Bischof Luder vor, dieser war bisher uns ganz unbekannt. Ich habe daher geteilt sofort dem Herrn Reichsanwalt darüber Vortrag gehalten, und ich bin ermächtigt, zu erklären, daß auf Grund des neuen Materials und insbesondere des Briefes an Luder eine neue Untersuchung angeleitet werden wird; das Ergebnis derselben wird dem Reichstag mitgetheilt werden.

Abg. v. Maxhoff (kon.): Bei der Rede Bebel's hatte ich den Eindruck, als ob er mit einem gewissen Wohlgefallen bei den Schattenseiten der Kolonialpolitik verweile, um dieselbe vor dem Auslande herabzusetzen. Gegen Peters liegen hauptsächlich zwei gravierende Punkte vor; die Genossenschaft des Reichens und der Brief an Luder. Die erste Entdeckung des Wadens, das die Geleiste von Peters gewesen sein sollte (Wladimir, Aufs: Wader: Es hat ja geteilt) — die Untersuchung (Luder) ja nach in dieses Sache! — wahr, so ist das ein Akt unerbittlicher Schamlosigkeit und des Schandens, was Peters nachsagen werden kann. Dieser Luder vertheidigt Peters mit dem Unterdruck der Moral hier und in den Reichstagen. Aber es gibt gewisse Grundzüge in der Moral, die über alle gehen, hier und in den Kolonien. (Zurück.) Abg. Direktor Kayser in der Wahl seiner Beamteten recht vorichtig sein; es gibt immer noch Leute, die dem deutschen Volke etwas machen. — Abg. Graf Arnim (Rechts): weidlich einen Brief, den er Leuten von Peters erhalten, und in dem verfertigt wird, daß er keineswegs einen feinen Diener und eine Dienerin habe hängen lassen, weil sie ein Verhältnis mit einander gehabt hätten. Die Dienerin sei mit dem Luder befreundet worden, weil sie der Spionage und des Doppelspiels überlassen worden sei. Die Leibeskräfte sei allerdings gleich nach einem Rückbruch vollzogen worden. Eine Lage sei es, wenn geteilt von Bebel behauptet wurde er habe in einem Briefe an den









[Nachdruck verboten.]

Um eine Fürstenkrone.

24)

Roman von Reinhold Dittmann. Sechzehntes Kapitel.

In einem kurzen geschäftsmäßigen, von der Hand eines Kanzlisten geschriebenen Billet ersuchte Mohrungen bald nach seiner Ankunft die Gräfin Hohenstein um ihren Besuch. Rasfaella erschien noch am Abend desselben Tages, an welchem sie diese Aufforderung erhalten hatte, und mit dem Ausdruck gespanntester Erwartung hesteten sich schon in dem Moment, da sie die Schwelle des Privatimmers überschritt, ihre dunklen Augen auf das Antlitz des Rechtsanwalts. Dies Antlitz aber trug nur das Gepräge einer ernstlichen Ruhe und war selbst für ihren Scharfblick heute völlig undurchdringlich.

„Sie sind auf Hohenstein gewesen, Herr Doktor?“ fragte sie, ihre brennende Ungeduld nicht verhehlend. „Haben Ihre Nachforschungen einen günstigen Erfolg gehabt?“

„Einen sehr günstigen, Frau Gräfin,“ erwiderte er in jenem gelassenen Ton, den er sich im Verkehr mit seinen Klienten zu eigen gemacht hatte. „Ich hoffe, daß Ihr Prozeß gewonnen werden wird auch für den Fall, daß das Gericht die Gültigkeit des Hohenstein'schen Hausgesetzes anerkennt.“

Eine stolze, triumphirende Freude leuchtete in Rasfaella's Züge auf. „Auch für diesen Fall? So bin ich also ganz sicher, zu liegen?“

„Nicht absolut sicher, Frau Gräfin, denn in einem zweifelhaften Rechtsfalle läßt sich die Entscheidung des Gerichtshofes mit Bestimmtheit niemals voraussagen. Aber ich glaube Ihnen mit gutem Gewissen Hoffnung auf einen günstigen Ausgang machen zu dürfen. Da die Dokumente, welche Ihre Abthammung aus einem altadeligen, italienischen Geschlecht beweisen, unzweifelhaften echt sind; da nach Ausweis derselben einige Ihrer Vorfahren durch Heirath mit fürstlichen Geschlechtern verchwägert waren, so würde gegen Ihre Ebenbürtigkeit ein stichhaltiger Einwand kaum erhoben werden können, wenn nicht Ihre Bühnenthätigkeit als gleichbedeutend angesehen würde mit einem freiwilligen Verzicht auf die Vorrechte Ihrer Geburt. Die letztwillige Verfügung des Fürsten Chlodwig steht ja ganz und gar auf dem Boden einer solchen Rechtsanschauung und da das Hohenstein'sche Gesetz eine derartige Möglichkeit nicht vorgesehen hat, wäre es immerhin denkbar gewesen, daß die Richter der Erklärung des verstorbenen Fürsten eine entscheidende Bedeutung beigemessen hätten. Nun bin ich aber in dem fürstlichen Archiv auf eine königliche Kabinettsordre gestoßen, die für unsern Fall um so bedeutamer ist, als sie ein Alter von mehr als hundert Jahren hat. Diese Ordre ist die Antwort auf eine Eingabe des damaligen Familienoberhauptes der Hohenstein. Auch damals ging nämlich der älteste Agnat und Erbe des Hohenstein'schen Fürstentitels mit der Absicht um, eine Dame vom Theater zu seiner Gattin zu machen, und auch damals war es, genau wie in unserem Falle, eine Dame aus altadeligem Geschlecht. Sie scheint einer französischen Komödiantengesellschaft angehört zu haben, wie mich ihr Name vermuthen läßt. In der Kabinettsordre sind nähere Angaben darüber nicht enthalten, und eine Abschrift der Eingabe des Fürsten besand sich leider nicht bei den von mir durchgesehenen Akten. Jedenfalls aber ist der Fürst von der Wahl seines Sohnes sehr wenig entzückt gewesen und hat den Landesherrn auf das Dringendste gebeten, den verliebten Jüngling dadurch zur Vernunft zu bringen, daß er ihn — gewissermaßen durch einen Kommentar zu dem vorhandenen Hausgesetz — für den Fall einer Heirath mit der Schauspielerin ausdrücklich von allen Rechten seiner Erstgeburt ausschließe. Die königliche Antwort aber ist wesentlich anders ausgefallen, als der feudale Herr es erwartet haben mag; denn mit dünnen, unzweideutigen Worten ist darin ausgesprochen, daß die maffelose Herkunft der Gattin das einzige ent-

scheidende Merkmal der Ebenbürtigkeit sei, und daß diese letztere wohl durch eine wirklich ehrenrührige Handlung, nicht aber durch die bloße Zugehörigkeit zu einer Komödiantentruppe verloren gehen könne. — Eine unmittelbare praktische Folge hat jene Kabinettsordre allerdings nicht gehabt, denn an ihrem Fuße findet sich eine — vermuthlich von der Hand des Fürsten selbst herrührende — Bemerkung, in welcher er Gott dafür dankt, daß er seinem Sohn noch zur rechten Zeit die Augen geöffnet habe. Die französische Schauspielerin ist also niemals eine Fürstin Hohenstein geworden, und es läßt sich begreifen, daß die Erinnerung an jene Episode nicht bis auf die letzten Generationen der Familie gekommen ist. Fürst Chlodwig mochte keine Ahnung von dem Vorhandensein der fraglichen Kabinettsordre haben, und ich zweifle auch, daß sie dem Anwalt Ihres Gegners bekannt gewesen ist. Sie aber Frau Gräfin, dürfen den Zufall, der sie jetzt ans Licht gebracht hat, jedenfalls als einen sehr glücklichen betrachten; denn da in einer Frage, wie es die vorliegende ist, leider viel weniger allgemein gültige Rechtsurtheile, als veraltete persönliche Anschauungen und feudale Ueberlieferungen für die Entscheidung maßgebend sein werden, muß diese königliche Auffassung nothwendig ein ganz besonderes Gewicht für die Richter haben.“

Zum ersten Male, so lange sie mit ihm verkehrte, hatte Rasfaella unbewußt ein wenig die Maske gelüftet, hinter der sie so lange mit echt schauspielerischer Geschicklichkeit ihr wahres Gesicht vor ihm verborgen. Was sich während seiner Eröffnungen in ihren Augen ausprägte, und was aus ihren schwarzen Augen funkelte, war nicht mehr die begreifliche und berechtigte Freude eines von schwerem Bangen befreiten Mutterherzens, sondern es war unverhohlene Habgucht und die triumphirende Befriedigung niedrigen Ehrgeizes und heißen Rachedurstes. Wie Mohrungen sie jetzt ansah, vermochte er plötzlich nicht mehr zu begreifen, daß sie ihm je zuvor hatte berückend schön erscheinen können, daß er monatelang trotz alles Kampfes und Widerstrebens fast willenlos unter dem Bann dieser Frau gestanden hatte.

Und es war, als ob sie etwas von dem ungünstigen Eindruck ahnte, den sie soeben auf ihn hervorgebracht hatte. Sie hätte sonst kaum so rasch ihr süßestes Lächeln wiedergefunden und jenen weichen Klang ihrer Stimme, mit welchem sie sagte: „Ich wußte sehr wohl, was ich that, als ich Sie vor einigen Monaten mit Bitten bestürmte, meine Verttheidigung zu übernehmen. Kein Anderer würde gethan haben, was Sie für mich thaten, und Keinem, selbst wenn er den redlichsten Willen gehabt hätte, mir zu helfen, würde es so gelungen sein. Aber seien Sie versichert, daß meine Dankbarkeit nicht geringer sein wird, als Ihr Verdienst um meines Kindes Glück. In dem Tage, da jene Anderen vor uns im Staube liegen, da wir diesen heuchlerischen Intriganten und seine schöne Braut wie freche Eindringlinge aus dem Schlosse Hohenstein verjagen dürfen — an diesem Tage, Herr Doktor, mögen Sie als Ihren Lohn von mir begehren, was sie wollen! Was es auch sei, ich schwöre feierlich, daß ich es Ihnen nicht verweigern werde.“

Sie hatte sich ein wenig vorgeneigt, und ihre Augen suchten die seinigen. Mohrungen aber wich ihrem Blick geflissentlich aus und sagte, ohne seinen gemessenen, geschäftsmäßig kühlen Ton auch nur im Geringsten zu ändern: „Meine Gebühren sind durch gesetzliche Vorschriften festgesetzt, Frau Gräfin! Was aber Ihre soeben kundgegebene Absicht in Bezug auf die Komtesse Vertha Hohenstein anbetrifft, so setz mich der Haß, den ich darin wahrzunehmen glaube, einigermaßen in Erstaunen. Die Art, in welcher die Komtesse von Ihnen sprach, konnte mich nicht vermuthen lassen, daß Ihre Empfindungen für die junge Dame von solcher Art seien.“

Rasfaella sah ihn durchdringend an. „Sie haben die Komtesse also kennen gelernt? Und Sie haben mit ihr von mir gesprochen?“

„Ja! Und ich hatte gerade in dieser Unterhaltung Ge-

legenheit, die edlen Herzenseigenschaften der jungen Gräfin nach ihrem ganzen Werthe zu würdigen."

Rafaella lehnte sich in ihren Stuhl zurück. Ein spöttisches Lächeln zuckte um ihre Lippen. "Die Braut des Grafen Wenzel muß in der That sehr liebenswürdig sein oder sehr — klug!" erwiderte sie. "Vielleicht glaubte sie, daß es keinesfalls vom Uebel sei, sich mit dem Anwalt der Gegenpartei auf einen guten Fuß zu stellen. Wer weiß, ob man nicht von Anfang an einen bestimmten Plan verfolgte, als man Ihnen so bereitwillig den Zutritt auf Schloß Hohenstein gestattete."

"Jedenfalls habe ich von einem derartigen Plane nichts bemerkt, und die vornehme Gesinnung der jungen Gräfin hat sich mir so überzeugend offenbart, daß ich niemals in die Verjuchung kommen werde, ihr unedle Beweggründe unterzuschreiben. Aber ich denke, wir haben keine besondere Veranlassung, uns mit der Person der Komtesse Gertha noch weiter zu beschäftigen. Es war meine Absicht, Frau Gräfin, Ihnen im Anschluß an meine vorigen Mittheilungen, vielmehr eine Bitte auszusprechen, durch deren Erfüllung Sie mich zu besonderem Danke verpflichten würden."

Als ahnte sie, daß es etwas für sie Unerfreuliches sei, beeilte sich Rafaella nicht, ihn der Gewährung seines Wunsches im Voraus zu versichern, sondern sie sagte nur mit fast rauher Betonung: "Lassen Sie hören!"

"Ich möchte Sie um die Erlaubniß angehen, die Weiterführung Ihres Prozeßes in die Hände eines anderen Anwalts legen zu dürfen. Der Stand der Angelegenheit ist augenblicklich ein so günstiger, daß jeder meiner Kollegen bereit sein wird, sie zu übernehmen."

Rafaella zeigte sich nicht überrascht und verrieth auch nichts von dem, was in ihrem Innern vorging. Nur die Lippen hatte sie fest zusammengepreßt während Mohrungen sprach, und ihre Züge hatten eine gewisse Starrheit angenommen, als ob sie sich gewaltiam bezwänge, ruhig und gleichmüthig zu erscheinen.

"Und Ihre Gründe für einen solchen Wunsch?" fragte sie.

"Ich habe deren mehrere, Frau Gräfin, vornehmlich den, daß die Last der Arbeit nachgerade anfängt, zu schwer für mich zu werden. Ich muß meine Thätigkeit einschränken, wenn ich mich nicht vorzeitig aufreiben will, und es ist wohl nur natürlich, daß ich mich unter solchen Umständen zunächst von den umfangreichsten Sachen freizumachen suche."

"Und das soll ich Ihnen glauben? Warum in aller Welt tragen Sie Bedenken, mir Ihre wahren Beweggründe zu nennen? Ich habe schon so harte und grausame Worte geduldig hingegenommen, wenn sie aus Ihrem Munde kamen, daß es kaum die zarte Besorgniß, mir wehe zu thun, sein kann, welche Ihnen Schweigen auferlegt."

"In der That — es ist nicht das, Frau Gräfin! Aber es kommen für mich hier Umstände von so persönlicher und garter Natur in Betracht, daß —"

Sie sah, daß er ihr noch immer ausweichen wollte und unfähig, ihre zornige Ungebild länger zu beherrschen fiel sie ihm ins Wort: "Wollen Sie mir erlauben, Ihnen diese persönlichen und zarten Umstände zu nennen, Herr Doktor? Die geheimnißvolle Macht, welche Sie daran hindert, noch länger für mich einzutreten, trägt die anmüthigen Züge der Komtesse Gertha Hohenstein. Die liebenswürdige Fee, welche Ihnen lächelnd die Waffen aus der Hand gewunden hat, ist des Fürsten Chlodwig holdseliges Töchterlein."

"Frau Gräfin, ich weiß nicht, mit welchem Recht —"

"D freilich, ich habe kein Recht, solcher Vermuthung Ausdruck zu geben, das weiß ich sehr wohl! Aber es giebt Stimmungen, unter deren Einfluß man wohl versucht sein kann, eine durch die sogenannte gute Sitte gebotene Rücksicht außer Acht zu lassen. Ich erhebe ja keinen Vorwurf gegen Sie; denn Sie sind der Herr Ihrer Entschlüsse, und ich weiß, in wie schwache und willenlose Geschöpfe selbst die charaktervollsten Männer sich unter den Händen einer geschickten Frau verwandeln können. Aber mein Herz ist voll namenloser Bitterkeit gegen Jene, denen es nicht genug war, mein Kind um Rang und Erbtheil zu bestehlen, sondern die mich nun auch noch meines einzigen Freundes, meines letzten Weistandes berauben mußten. Versuchen Sie nicht, in Worte zu stellen, als es sich so verhält! Sie sind ein zu schlechter Schauspieler, als daß ich über die Natur Ihrer eigentlichen Beweggründe auch nur im Geringsten im Zweifel sein könnte."

kaum je zuvor hatte sich Mohrungen in einer so peinlichen Lage gefühlt, als während dieser Augenblicke. Es war zu viel

Wahrheit in dem, was Rafaella sagte, als daß er sie hätte widerlegen oder ihre Anschuldigung auch nur mit einer Miene der Entrüstung hätte zurückweisen können. Obwohl sie vielleicht gerade diesmal ohne alle Berechnung nur dem unwiderstehlichen Antriebe ihres Temperaments gefolgt war, hätte Rafaella doch unmöglich einen Weg einschlagen können, der für die Erreichung ihres nächsten Zieles besser geeignet worden wäre, als gerade dieser. Sie selbst mochte überrascht worden sein von der besangenen Art, in welcher der Rechtsanwalt auf ihren leidenschaftlichen Ausbruch erwiderte:

"Ich kann nur wiederholen, Frau Gräfin, daß Sie sich durchaus im Irrthum befinden, wenn Sie annehmen, daß die Komtesse Hohenstein einen Versuch gemacht hätte, mich zu Ihrem Nachtheil zu beeinflussen. Und ich sprach Ihnen meine Absicht, das mir übertragene Mandat in die Hände eines anderen Anwalts zu legen, überdies nicht in der Form eines Entschlusses, sondern nur als eine Bitte aus. Wenn es Ihnen schwer fällt, mich von der einmal übernommenen Verpflichtung zu entbinden, so erkläre ich mich bereit, Ihren Prozeß bis zu Ende zu führen."

Es war für Rafaella im Grunde nicht viel Ermüthigendes in diesem Zugeständniß, aber sie zögerte dennoch keinen Augenblick, es anzunehmen. Wohl war sie klug genug, zu erkennen, daß sie ihren Einfluß nahezu auf ihn eingebüßt habe; doch sie gab die Hoffnung noch nicht auf, ihn durch die Macht ihrer Persönlichkeit für sich zurück zu gewinnen, sobald der Eindruck, welchen Gertha's Liebreiz unverkennbar auf ihn gemacht, zu verblasen begann.

Im Grunde genommen konnte keine andere Segnerin weniger gefährlich sein als diese, welche nicht nur durch ihre Geburt und Stellung, sondern vor Allem durch ihr Verlöbniß mit einem Andern von ihm getrennt war. Sines Tages mußte er unfehlbar zu der Erkenntniß von der Thorheit und Unfruchtbarkeit solcher knabenhafter Anbetung kommen, und dann hatte sie wahrscheinlich um so leichteres Spiel, je mehr sie sich ihm auch während seiner Treulosigkeit nur von ihrer liebenswürdigsten Seite gezeigt hatte.

Der Abschied, welchen Rafaella von ihrem Anwalt nahm, bedeutete in seiner bescheidenen Zurückhaltung und seiner demüthigen Dankbarkeit gewissermaßen schon den ersten Schritt auf dem neuen Wege, den sie sich vorgezeichnet hatte, um ihn zurück zu erobern, und daß er nur eine geschäftsmäßig-nüchterne Erwiderung auf ihre Worte hatte, entmüthigte sie nicht, wie tief es sie auch verletzete.

Einmal — und damit tröstete sie sich — würde ja gewiß der Tag kommen, an welchem sie ihre Genugthuung für all diese Kränkungen nehmen konnte, die sein Widerstreben ihr jetzt bereitete.

Siebzigstes Kapitel.

Gleich nach Beendigung der Gerichtsferien sollte ein neuer Termin in der Prozeßsache Hohenstein gegen Hohenstein stattfinden und da beide Parteien ihren Standpunkt durch umfangreiche Darlegungen bereits schriftlich gekennzeichnet hatten, war es sehr wahrscheinlich, daß die Entscheidung der ersten Instanz schon in diesem Termine erfolgen würde.

Rafaella hatte während der letzten Wochen, welche dem bedeutamen Tage vorausgingen, zu ihrem Mißvergügen und trotz all' ihrer geschickten Bemühungen nur wenig Gelegenheit zu Konferenzen mit ihrem Rechtsanwalt gefunden. Er wich ihr aus, er ließ sich jetzt sogar vor ihr verleugnen, und sie fing an zu glauben, daß er sich in der That ihrem Einfluß vollständig entzogen habe.

Doch nein! So leicht durfte sie ihr Spiel nicht verloren geben, und wenn es nicht mehr Liebe war, was sie bestimmen konnte, diesen seltsamen Kampf fortzusetzen, so waren es jetzt ihre beleidigte weibliche Eitelkeit und die trotzigte Auflehnung ihrer im Grunde so stolzen Natur gegen die Gewißheit, daß sie eine demüthigende Niederlage erlitten habe. Sie sagte sich zwar selbst, daß jeder Versuch der Annäherung, welchen sie unternahm, in seinen Augen den Charakter der Aufdringlichkeit haben und darum wahrscheinlich nur ungünstig auf ihn wirken würde; aber in der Furcht, ihn vielleicht auch durch ihre Zurückhaltung völlig zu verlieren, setzte sie sich doch eines Tages an ihren Schreibtisch, um unter dem Vorwande einer auf den Prozeß bezüglichen Anfrage die Verbindung mit ihm wieder herzustellen.

Wenn sie indessen gehofft hatte, daß er ihr die Antwort darauf selber bringen oder sie um ihren Besuch bitten würde, so hatte sie sich getäuscht. Mit wendender Post kam ein von

Kanzlistenhand geschriebener Brief des Rechtsanwalts, in welchem ihre Frage mit erschöpfender Ausführlichkeit beantwortet wurde, ohne daß ein Gruß oder irgend eine andere Bemerkung persönlicher Natur hinzugefügt war.

Während knitterte Rafaella das Blatt zusammen und schleuderte es zu Boden. Die Probe, auf welche durch Mohrunge's Benehmen ihre Geduld und ihr weiblicher Stolz gestellt wurden, ging denn doch fast über ihre Kraft und eine Empfindung heiß auflodernden Hasses begann sich in ihr zu regen. Sie kämpfte jedoch diese Regung nieder; sie wollte noch einen letzten persönlichen Versuch machen, ihn zurück zu gewinnen. Die Gelegenheit dazu war günstig, denn der Verhandlungstermin stand vor der Thür. Sie nahm einen Wagen und fuhr nach seinem Bureau. Wie früher, wurde sie diesmal sofort vorgelassen, aber die höflich gemessene Art, in welcher er sie empfing, sagte ihr, daß er ihr nur aus Pflichtgefühl Rede stand.

Als sie sich auf den für die Klienten bestimmten Sessel niederließ, der neben seinem Schreibtisch stand, streifte ihr Blick absichtslos über die Papiere und Briefschaften hin, welche vor ihm ausgebreitet lagen. Ihre ungewöhnlich scharfen Augen konnten jedes Wort erkennen, das da geschrieben stand, und sie blieben wie gebannt an einem schmalen, zierlichen Blättchen von feinem weißen Papier haften, das weber ein Monogramm noch eine Krone oder ein Wappen als Abzeichen trug. Die wenigen Zeilen, mit denen es beschrieben war, rührten unverkennbar von der Hand einer Dame her; die Unterschrift aber vermochte Rafaella nicht zu lesen, da sie sich theilweise unter ein daneben liegendes Aktenstück geschoben hatte. Gleich im ersten Augenblick hatte sie die Empfindung gehabt, daß sie ein Blatt von demselben Aussehen schon einmal in der Hand gehalten habe und der eifersüchtige Argwohn, von welchem sie ohnedies erfüllt war, kam ihrem Erinnerungsvermögen rasch zur Hilfe.

Genau so hatte auch der von inniger Theilnahme zeugende Brief ausgesehen, welchen die Komtesse Hertza nach dem Tode Abelhard's an sie gerichtet hatte. Das waren dieselben schlanken, gleichmäßigen und doch so charakteristischen Schriftzüge. Vielleicht hätte Rafaella von ihrem Plaze aus ohne allzu große Schwierigkeit das kurze Billet lesen können; aber sie fürchtete durch das starre Hinüberblicken nach einem einzigen Punkte die Aufmerksamkeit Mohrunge's zu erregen, und obwohl ihr eine wilde, unbeherrschbare Ungebuld im ganzen Körper prickelte, bezwang sie sich doch, ihre Augen von dem Briefe hinweg und wieder auf das Antlitz ihres Gegenübers zu richten.

Doch während sie hastig mit ihm sprach, in einem leichten, fast heiteren Tone, wie wenn er ihr niemals zu nahe getreten wäre, zermartete sie unaufhörlich ihr Gehirn nach einer Möglichkeit, sich von dem Inhalt jenes Briefes Kenntniß zu verschaffen; denn sie war fest entschlossen, nicht früher von hier fortzugehen, als bis sie ihn gelesen. Und ihre angeborene Verschlagenheit kam ihr auch diesmal zu Hilfe. Als Mohrunge bei der Besprechung der Prosekangelegenheit eine beiläufige Bemerkung machte, welche sich auf bestimmte, in den Akten erwähnte Thatsachen bezog, widersprach ihm Rafaella plötzlich sehr energisch, obwohl sie von der Richtigkeit seiner Ausführung vollkommen überzeugt war. Er bemühte sich eine kleine Weile vergeblich, sie von ihrem Irrthume zu überzeugen; dann klingelte er nach dem Bureauvorsteher, um sich die Handakten bringen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

### Eine Eifersüchtige.

Frei nach dem Holländischen von Dr. G. Kub.

(Schluß.)

In ihrer Entrüstung unterstrich sie zweimal jedes Wort dick, und tief aufseufzend, sprach sie:

„So . . . Er kennt meine Handschrift ganz genau und wird deshalb, wenn er zurückkommt, wissen, daß ich hier war und Alles entdeckt habe;“

Um ihre Erregung zu verbergen, bedeckte sie ihr Gesicht mit dem Taschentuche und verließ eiligen Schrittes das Redaktionsbureau.

Etwa fünf Minuten später streckte der Segelehrting abermals den Kopf durch die Thür.

„Der Metteur behauptet, das Manuscript wäre nicht vollständig,“ brummte er, „aber ich weiß doch ganz bestimmt, daß ich Alles mitgenommen habe, was auf dem Tische lag.“ Er hielt Alles einmal Umschau . . . „Bei Gott, da liegt ja noch ein Blatt Papier!“ rief er. „Zum Teufel noch einmal, wie ist

denn dies nur möglich! Wie konnte ich das Stück Papier übersehen!“

Während dieses Monologs griff er mit seinen schwarzen Fingern nach dem Vogen Papier, den soeben Frau van Deckern beschrieben hatte, und ließ damit triumphirend in den Segeersaal. Der Metteur, zu dessen Gepflogenheiten es gehörte, hin und wieder einen übertriebenen Eifer an den Tag zu legen, ließ in der Hoffnung, eine ganz besondere Belobigung seitens seines Prinzipals sich dadurch zu verdienen, die Blatte sogleich fertigt stellen und in den Maschinensaal bringen, so daß die Auflage bereits gefalzt und ein Theil derselben bereits auf die Post befördert war, als der Redakteur heimkam. Claas van Deckern befand sich in der heitersten Stimmung, er hatte mit der liberalen Partei einen vortheilhaften Kontrakt abgeschlossen und mit diversen Glas Sekt besiegelt. Hierbei war er länger aufgehalten worden als er ursprünglich beabsichtigt hatte.

„Oho, was soll das bedeuten,“ rief er verwundert aus, als er das ganze Personal geschäftig falzen sah und das Stosen der Maschine hörte.

„Wir haben mit dem Drucken eine Stunde früher als gewöhnlich angefangen, Herr van Deckern,“ versetzte der Metteur mit selbstgefälligem Lächeln.

„Was, Sie drucken bereits?“ forschte von Deckern. „Und der Leitartikel . . .“

„Alles in schönster Ordnung, Herr van Deckern!“

„Mensch, sind Sie über Nacht toll geworden? Der Leitartikel ist ja noch gar nicht fertig . . .“

„Jawohl, Herr van Deckern, wir haben den Schluß auch noch gefunden.“

Claas van Deckern hatte keineswegs zu viel Sekt getrunken; er war daher seiner Sache vollständig sicher. Er wußte ganz genau, daß er das Manuscript unvollständig auf dem Tische hatte liegen lassen. Schnell riß er dem Falzer, der ihm zunächst stand, ein Blatt aus der Hand. Er überflog die Spalten, und da fiel sein Blick auf die verhängnisvollen Schlussworte: „Es ist ein . . .“ Und darunter stand in Fettschrift: „Ungeheuer, treuloses, falsches, abscheuliches Ungeheuer!“

„Verfluchter Kerl,“ schrie der Verleger den Metteur an, „Sie haben mir da etwas Schönes eingebrodt! Hören Sie auf zu drucken . . . aber sofort, sofort . . . Es ist doch noch nichts expedirt . . . nicht wahr?“

„Herr van Deckern,“ erwiderte der Metteur kleinlaut, „die ganze Auflage nach auswärts ist bereits abgeschickt . . .“ „Dann ist Alles verloren!“ rief van Deckern. Seine Empfindungen waren zu überwältigend, als daß man sie beschreiben könnte. Wie vernichtet sank er auf einen Stuhl und starrte zur Decke empor. „Bringen Sie mir einmal das Manuscript!“ befahl er endlich in ärgerlichem Tone.

Man brachte es ihm; er schaute sich das letzte Blatt an, sprach aber kein Wort . . . Die Schrift kannte er nur zu gut . . .

„Soll ich die Form aus der Presse nehmen lassen?“ fragte der Metteur.

„O nein, drucken Sie nur weiter!“ entgegnete van Deckern in gleichgültigem Tone. „Ich habe durchaus keine Aenderung vorzunehmen.“

Er ließ die Treppe hinab und begab sich in das Redaktionsbureau. Die Depesche lag noch auf dem Tische, und es roch im Zimmer nach Heliotrop . . . Dies war ihr Lieblingsparfüm.

„Agathe ist an Allem schuld,“ murmelte er mit dumpfer Stimme, und indem er die „Glocke von Roermond“ ihrem Schicksal überließ, begab er sich in seine Privatgemächer.

„Aber wie thöricht,“ sagte Ella, indem sie unter Thränen lachte, nach einer guten Stunde — denn so lange hatte Alles gedauert, bis Alles geordnet war — „wie thöricht, sich einen Frauennamen zu wählen! Da mußte ja Unheil entstehen.“

„Dies bedarf der Beweise nicht; die Glocke von Roermond“ ist geborsten, geborsten auf immer.“

O lieber Claas, es thut mir ja so herzlich leid! Aber ich werde niemals, niemals im Leben wieder so lächerlich eifersüchtig sein. Das verspreche ich Dir hoch und heilig, Claas.“

Mit mehmtüchtigem Lächeln zuckte Claas die Achseln und schmiegte. Kaum hatte er am nächsten Morgen einen wüthenden Schreibbrief des Herrn Vloosten gelesen, da ließen sich mehrere Herren bei ihm melden.

„Sehr geehrter Herr Redakteur,“ begann der eine, „gestatten Sie uns, im Namen des konservativen Wahlvereins Ihnen

für den schwungvollen, ausgezeichneten Zeitartikel in der letzten Nummer Ihres geschätzten Blattes unsere Anerkennung und unseren Dank auszusprechen. Der Artikel stimmt vollständig mit unseren Ansichten überein. Seien Sie überzeugt, verehrter Herr, daß Sie jederzeit auf unsere thatkräftige Unterstützung rechnen dürfen."

Dies kam unserem Claas ganz unerwartet, aber höchst willkommen; denn die Subvention, welche die konservative Partei seinem Blatte bewilligte, war ungleich größer als jene, die den Liberalen angeboten wurde. Herr Bloofen gerieth über diese Fahnenstucht des Claas van Deckern in maßlose Wuth. Vergessens suchte ihm dieser die Sache klar zu machen, allein die Thatfache, daß die bisher parteilose „Glocke“ konservativ geworden war, konnte er nicht in Abrede stellen. Noch zufriedener war Herr van Deckern, als aus der Wahltschlacht der konservative Kandidat als Sieger hervorging. Die „Glocke“ stand somit auf der Seite der Sieger. Auch Frau Ella war ganz zufrieden; die junge Dame, mit welcher ihr Claas das Duett gesungen hatte, drehte ihm jetzt ostentativ den Rücken zu. Wen konnte das auch Wunder nehmen? Fräulein Bertha Wermijssen's Vater war ein Liberaler.

### Allerlei.

**Nansen's Kurs und die „Jeannette“-Effekten.** Die Nachricht von der Rückkehr Nansen's hat unter den Kennern arktischer Verhältnisse die Frage wider aufgeworfen, ob die Voraussetzung einer über den Pol hinweg von den Neufibirischen Inseln nach der Küste Grönlands hinziehenden Stromstrift, auf welcher Annahme der kühne Polarforscher seinen Reiseplan aufgebaut, auch thatsächlich stichhaltig sei. Die Annahme einer solchen Stromstrift gründet sich auf die Beobachtung, daß an der Südküste Grönlands Stücke Treibholz aufgefunden worden sind, deren Beschaffenheit darauf hindeutet, daß sie vom sibirischen Festlande dorthin verweht worden sind, mithin ihren Weg über oder nahe am Pol vorbei genommen haben müßten. Bestätigung hat diese Voraussetzung dadurch gewonnen, daß man Gegenstände, welche angeblich von der verunglückten „Jeannette“-Expedition herrühren sollen, an der Westküste Grönlands, unweit Juliashaab, aufgefunden haben will. Freilich wurde später das Gerücht laut, daß ein Spahvogel, ein Offizier der „Yantic“, die angeblichen „Jeannette“-Effekten nach Art der Reliquienfabrikanten selbst gemacht und, mit den Namen der Teilnehmer an der Expedition gezeichnet, auf einer Eischolle ausgelegt hat, wo sie dann später von Eskimos aufgefunden worden sein sollen. Die „Yantic“ war bekanntlich das Schiff, welches seiner Zeit zur Auffindung der Greeln-Expedition abgesandt wurde. Es ist nun in Amerika neuerdings nachgeforscht worden, ob dieses Gerücht begründet sei, insbesondere sind die noch lebenden Offiziere der „Yantic“ darüber befragt worden, ob die Möglichkeit einer solchen Migration anzunehmen sei. Die Auskunft, welche daraufhin geworden ist, läßt keinen Zweifel mehr, daß es sich bei den gefundenen Gegenständen thatsächlich um Ueberreste der „Jeannette“ handelt. Das haben auch die noch lebenden Teilnehmer der „Jeannette“-Expedition anerkannt. Insbesondere ist darauf hingewiesen worden, daß alle aufgefundenen Ueberreste genau den an Bord der „Jeannette“ mitgeführten Gegenstände geglücken. Dieselben waren überdem so umfangreich und zahlreich, daß es für einen einzigen Mann unmöglich gewesen wäre, sie ohne Mitwissen Anderer herzurichten und auszusenden. Die auch in Europa wiederholt aufgetauchte Nachricht von der Fälschung der „Jeannette“-Effekten dürfte nunmehr endgültig widerlegt sein.

#### Wort-Räthsel.

Ich bin ein Schutz für jeden Garten,  
An manchem Denkmal halt ich Wacht;  
Auch an dem Buchthaus steht aus harten,  
Metall'nen Stäben Du mich angebracht.  
Drehst Du mich um, so möcht ich denken,  
Daß Du mich siehst zum Butterbrod;  
Auch bin ein Freund ich in den Schenken,  
Weil oft ich tilg des Katers Noth. Rud. S.  
(Auflösung in der nächsten Nummer.)

**Gewissenhaft.** Korporal: Wenn dem Posten große Gefahr droht, hat er sogleich einen Alarm-Schuß abzufeuern. — Soldat: Wie viel Schüsse muß ich aber abfeuern, wenn das ganze Dynamit-Magazin in die Luft fliegt?

Verantw. Redakteur: Dr. Heinrich Hube. Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

## Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

**Mit den Bewohnern der grünen Steiermark** beschäftigt sich die neueste Nummer des „Stahlrad“ (Verlag von Wily Werner, Leipzig). Die hochinteressante, durch Originalzeichnungen von A. Schumann geschmückte, von Dr. Anton Schloffer in Graz verfaßte Skizze, der auch 2 in vier Farben ausgeführte historische Trachtenbilder beigegeben sind, ist der im gleichen Verlag erschienenen „Amtlichen Zeitschrift zum XII. Bundestag des Deutschen Radfahrer-Bundes in Graz“ entlehnt. Die Skizze ist nicht nur für alle Geschichtsforscher von Interesse, sondern dürfte auch allen, die jemals in der grünen Steiermark waren oder die mit der Absicht umgehen, das steirische Land zu bereisen, überaus willkommen sein. — Auch der weitere Inhalt der uns vorliegenden Nummer des „Stahlrad“ bietet viel Interessantes, besonders seien erwähnt: „Ein radspportliches Essay in Verbindung mit Auslands bedeutendstem Radfahrer deutscher Nation“, ferner „Die Verstellung des Rades“, ein sehr bemerkenswerther Aufsatz, der uns mit dem ungeheuren, peinlich genau arbeitenden Apparat moderner großer Fahrradfabriken vertraut macht. Ganz besondere Beachtung verdient schließlich ein im „Stahlrad“ successive zum Abdruck gelangendes touristisches Werk: Kallenberg, „Cuer durch Frankreich auf dem Rad“. Mit zahlreichen Illustrationen und einer zweifarbigen Routenkarte ausgestattet, verfolgt dasselbe den Zweck, immer weitere Kreise für das Herz und Gemüth erquickende, den Geist neu belebende und den Körper stärkende „Touristenfahrten“ zu gewinnen. Der in weitesten Kreisen bekannte Name des Autors bürgt allein schon für eine überaus reizvolle und gleichzeitig lehrreiche Darstellung der von ihm quer durch Frankreich bis über die Pyrenäen zurückgelegten Tour. Mancher guter und beherzigenswerther Wink ist aus dem reichen Schatze der gesammelten Erfahrungen eingeflochten.

**Die Gräuelt der Jesuiten.** Ein Mahnmort in letzter Stunde. Preis 40 Bfg. Verlag von Felix Simon, Leipzig. Wenn die Jesuiten auch im Allgemeinen längst erkannt und verurtheilt sind, so genießen sie doch immer noch das Ansehen, vortreffliche Erzieher der Jugend zu sein. Darauf gründet sich auch die große triumphirende Zuversicht, mit der die Anhänger dieses Ordens der bevorstehenden Berathung über die Jesuitenfrage entgegengehen. Die vorliegende Schrift hat das unbestreitbare Verdienst, dieses Vorurtheil von Grund aus zu zerstören. Sie weist mit Hilfe unanfechtbarer Dokumente nach, wie die Jesuiten als Jüngerzueher in moralischer Hinsicht verabscheuungswürdig und in wissenschaftlicher Beziehung — dies wird besonders wunderbar erscheinen — über alle Begriffe kläglich sind, so daß ihre totale Unbrauchbarkeit darzulegen und ein für allemal der Stab über sie gebrochen wird. Das Material ist so erdrückend und vernichtend, daß selbst ihre eifrigsten Anhänger ihm gegenüber verstümmen müssen und so werden auch die zur Umkehr bemogen werden, die sonst keine Freunde der Jesuiten, nur deswegen für ihre Zulassung stimmen wollen, weil sie Gegner der Ausnahmegeetze sind, besonders aber werden alle, die von vornherein gegen die Aufnahme des Ordens eingetreten sind, die glänzendste Rechtfertigung und Unterstützung ihrer Bestrebungen erhalten. Die Schrift ist also in hohem Maße berufen, in einer überaus wichtigen Sache gutes zu stiften — denn was kann für den Staat wie für die Familie wichtiger sein, als die Erziehung der Jugend, der einsigen Bürger, mit denen die gesellschaftliche Ordnung steht oder fällt — und daher darf ihre Veröffentlichung der Anerkennung und des gern gezollten Dankes aller Einsichtsvollen sicher sein. Der überaus geringe Preis von 40 Pf. gestattet jedem die Anschaffung dieser hochbedeutenden Broschüre.

**Die christliche Welt.** Herausgeber Harter D. Rade in Frankfurt a. M., Verleger Fr. Wihl. Grundow in Leipzig. Nr. 8. Inhalt: Der Weg zu Macht — Richard Welbert Lipsius und seine dogmatische Arbeit; 1. Aus Lipsius persönliches Leben; 2. Lipsius literarische Arbeiten; sein Lehrbuch der Dogmatik — Der Schriftbeweis im Katechismusunterricht — Neuere Werke Tolstois; 3. Ueber das Leben — Das Elend in der Hausindustrie der Konfektion — Es ist mein Amt nicht — Das Verbot jesuitischer Niederlassungen ein Ausnahmegezet? — Bücher und Schriften: Drei oologische Vorträge; Der Jesuitenantrag des Zentrums; Das Wirthshaus im Kampfe gegen den Trunk; Arius und Lidner — Berchiedenes: Zur Bezeugung theologischer Professuren in Preußen; Zum Evangelischen Trostbund; Armenien; Die Religion im Zeitalter der Röntgenstrahlen — Quittung. (Gleichzeitig wird Nr. 8 der „Chronik der christlichen Welt“, Herausgeber Pastor E. Foerster in Frankfurt a. M., Verleger Fr. Wihl. Grundow in Leipzig, ausgegeben.)

**Globus,** illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerverkunde Druck und Verlag von Friedrich Vieweg u. Sohn in Braunschweig. Bd. 69. Nr. 7. Inhalt: Prof. Dr. F. Barth, „Das Dachsteinmerl Simonis“, mit 4 Abbildungen. Dr. Kossinna, „die geschichtliche Entwicklung der germanischen Volksgrenzen in Ost und West“. Prof. Dr. W. J. van Bebbler (Hamburg), „die Klimate der Erde und ihr Einfluß auf den Menschen“. (Schluß.) Büchertisch. Aus allen Erdtheilen.